

HOLOCAUST-GEDENKEN: VOR 70 JAHREN WURDE DAS KZ AUSCHWITZ BEFREIT

Das Leben danach

Als Kinder litten sie unter Verfolgung, als Rentner treibt Michaela Vidláková und Don Jaffé die Erinnerung um



Michaela Vidláková hat in der vergangenen Woche an zehn Bremer Schulen mit Schülern über ihr Leben im Konzentrationslager Theresienstadt gesprochen.

FOTOS: VOLKER CRONE

Zwei Menschen, zwei Lebenswege. Beide beginnen in den 1930er-Jahren. Das Leben nach dem Zweiten Weltkrieg bedeutet für beide auch: erinnern an den Holocaust. Jeder auf seine Weise.

VON KLAAS MUCKE

Bremen. Man muss auch lachen dürfen. Michaela Vidláková hat als Kind mit ihren Eltern im KZ Theresienstadt gelebt. Im Dezember 1942 wurde die jüdische Familie aus Prag deportiert. 70 Jahre ist es jetzt her, dass sie befreit worden sind. Ein glückliches Jubiläum für Vidláková – und ein rundes dazu. „Es ist das letzte runde Jubiläum, an dem Zeitzeugen noch etwas erzählen können“, sagt sie zu den Schülern in der Oberschule Findorff. „Also fragt, wenn ihr etwas wissen möchtet.“ Die 78-Jährige sitzt in der Aula der Schule, ein Projektor wirft Bilder von der kleinen Michaela an die Wand, von Theresienstadt, von ihren Habseligkeiten, die sie über all die Jahre aufbewahrt hat.

„Ich kann das, was passiert ist, nicht ungeschehen machen – auch wenn ich noch so viel weine“, wird Vidláková später sagen. Deswegen sei ihr eine positive Stimmung wichtig, wenn sie erzählt. Die Jugendlichen seien schließlich nicht verantwortlich für den Holocaust. „Aber eine Verantwortung für die Zukunft haben sie.“ Daran zu erinnern, sagt Vidláková, das sei die Verpflichtung, die sie antreibt. Eine Woche verbringt sie in Bremen, um zehn Schulen zu besuchen. „Wir Überlebenden wollen weitertragen, was passiert ist, damit sich die Leute bewusst machen, was Menschen anderen Menschen antun können.“

Don Jaffé ist skeptisch. „Die Menschen vergessen alles so schnell“, sagt der 82-jährige Bremer. „Immer wieder führen sie Krieg.“ Mit Blick auf die Zukunft sagt er deswegen: „Ich bin eher ein Pessimist.“ Eher. Hoffnung, dass sich die Geschichte nicht wiederholt, sagt er, habe er trotzdem. Hoffnung habe ihn schließlich sein gesamtes Leben lang getragen.

Als er acht Jahre alt ist, verlässt die Familie seine Geburtsstadt Riga in Lettland. Zu gefährlich für Juden wie sie, ahnt der Vater, der aus Deutschland stammt. Die Flucht führt nach Osten, auf den Pfaden der Roten Armee, die zu Beginn des Krieges zunächst vor der deutschen Wehrmacht zurückweicht. Bomben fallen. Don Jaffé erzählt von Toten, von zerkleinerten Kör-

pern und davon, dass man solche Bilder als achtjähriger Junge nicht verstehen kann.

Eine geplante Flucht nach Afghanistan misslingt, der Onkel wird erwischt, stirbt zwölf Jahre später im Gulag. Die Flucht geht weiter. Sibirien. Drei Jahre lang. Als die Rote Armee Riga 1944 befreit, kehrt die Familie zurück. Alle Angehörigen der Mutter in Lettland sind tot, 66 Verwandte ermordet. Ein Trauma, dass sie nie verarbeiten wird. Don Jaffé stürzt sich in die Musik. Er wird Cellist und macht sich einen Namen zwischen Lettland, der Sowjetunion, Israel und schließlich, seit 1974, Deutschland. Die Heimat von Don Jaffés Vater wird auch seine Wahlheimat.

Über die Grenzen hinaus

Michaela Vidláková bleibt in Prag, studiert Naturwissenschaften, arbeitet in einem medizinischen Forschungslabor. Kontakt nach Deutschland meidet sie. Ihre Mutter versucht lange, sie zu überzeugen: Brücken bauen sei wichtig. Die Eltern engagieren sich deswegen bei der „Aktion Sühnezeichen“. Doch erst als sie sterben, beginnt Vidláková auf Bitte eines Bekannten, die Arbeit ihrer Eltern fortzuführen. „Einmal ist keimmal“, habe sie gedacht, sagt sie heute. Dann habe sie gemerkt: Je offener man über seine Erfahrungen spricht, desto besser kann man auch selbst mit ihnen umzugehen lernen.

Überhaupt: Sie habe Glück gehabt, sagt Vidláková. Ihre Eltern haben überlebt. Andere seien traumatisiert von dem Moment, in dem die Familie bei der Ankunft in den KZs auseinandergerissen wurde. Andere, sagt sie, hätten verschiedene Vernichtungslager überlebt. Ein Freund von ihr verbringt sechs Jahre in KZs. Auch in Auschwitz. „Ich war doch nur in Theresienstadt“, sagt Vidláková. „Für mich war es ein „nur“, wenn ich gehört habe, was die anderen erlebt haben.“

Über ihre Rolle als eine der letzten Überlebenden ist sich Vidláková im Klaren. Deswegen befindet sie sich auch im Unruhe-

stand, sagt sie mit ihrem Schmunzeln. Die Verpflichtung, ihre Erlebnisse weiterzutragen, erlaubt ihr keinen Ruhezustand.

Don Jaffé hat nach seiner Pensionierung eine Leidenschaft entdeckt: Das langjährige Mitglied des Philharmonischen Staatsorchesters Bremen komponiert Stücke für Cello – und erzählt damit auf seine Weise von seinem Leben. Die Stücke, die Jaffé schreibt, scheint es, bringen das Cello an seine Grenzen. „Und darüber hinaus“, ergänzt Jaffé. Das ist ihm wichtig.

In der St.-Stephani-Kirche interpretiert sein Sohn, der international bekannte Cellist Ramón Jaffé, zwei Stücke seines Vaters, allein. Der Bogen schlägt auf die Saiten, die Finger klopfen rhythmisch auf das Holz des Instruments, greifen schnell über die Seiten, zupfen und streichen gleichzeitig. Eines der Stücke heißt „Shoah“ – die jüdische Bezeichnung für den Holocaust. Das Cello erzählt. Davon, wie Menschen an ihre Grenzen gebracht werden. Und darüber hinaus.



Der Cellist Don Jaffé verarbeitete die Verfolgung auch mit eigenen Kompositionen.

Tod im eigenen Vernichtungslager

Auschwitz (kra-muk). Am 16. April 1947 stirbt ein Mann am Galgen in Auschwitz. Etwas mehr als zwei Jahre sind seit der Befreiung des Vernichtungslagers durch die Rote Armee vergangen, da endet das Leben des ehemaligen Lagerkommandanten Rudolf Höß dort, wo er den Tod von etwa 1,1 Millionen Menschen organisiert hatte.

Im Mai 1946 verurteilte das Oberste Verwaltungsgericht in Warschau Höß zum Tode, nachdem ihn zuvor eine britische Sonder-Einsatztruppe auf einem Hof bei Flensburg aufgespürt hatte. Dort war er als einfacher Landarbeiter unter dem Namen Fritz Lang untergetaucht.

Im November 1900 wurde Höß als Sohn streng katholischer Eltern in Baden-Baden geboren und meldete sich bereits im Alter von 15 Jahren freiwillig zum Militärdienst. Im Laufe des Ersten Weltkriegs erhielt er das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse. Als Mitglied des Freikorps Roßbach kämpfte er während des Kapp-Putsches gegen die Weimarer Republik. Für seine Beteiligung an der Ermordung eines Politikers wurde Höß 1924 zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, kam allerdings schon nach vier Jahren wieder frei. Kurz darauf lernte er Heinrich Himmler kennen.

Im April 1936 erhielt der inzwischen der SS beigetretene Höß einen Posten als Rapportführer im Konzentrationslager (KZ) Dachau, zwei Jahre später arbeitete er als Adjutant des Lagerkommandanten im KZ Sachsenhausen. 1940 wurde er Lagerkommandant in Auschwitz. Zu den von Himmler angeordneten Massentötungen in dem Lager sagte Höß später: „Wohl war dieser Befehl etwas Ungewöhnliches, Ungeheuerliches. Doch die Begründung ließ mir diesen Vernichtungsvorgang richtig erscheinen. Ich stellte damals keine Überlegungen an – ich hatte den Befehl bekommen, und ich hatte ihn durchzuführen.“

Millionenfacher Mord mit Gas

Bremen. Der groß angelegte Judenmord begann mit Erschießungen Tausender Menschen durch SS und Polizei nach dem Überfall auf Polen im Jahr 1939. Um noch mehr Menschen möglichst schnell töten zu können, bauten deutsche Besatzer in Polen große Vernichtungslager mit Gaskammern. Die Schätzungen zur Zahl der im Zuge des Holocaust ermordeten Juden reichen von mindestens 5,1 Millionen bis mehr als sechs Millionen. Über eine Million von ihnen wurden im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau getötet. Weitere große Todesfabriken waren Belzec, Sobibor, Treblinka und Kulmhof im heutigen Chelmo. Neben Juden fielen den Nationalsozialisten auch Hunderttausende Sinti und Roma zum Opfer sowie Zehntausende Menschen mit Behinderungen, Homosexuelle und Regimegegner.



Erinnerung an Auschwitz wird von politischem Streit überschattet

VON JOACHIM GÖRES

Hannover. Als die lettische Außenministerin Sandra Kalniete im Jahr 2003 auf der Leipziger Buchmesse Nationalsozialismus und Kommunismus als gleich verbrecherische Systeme bezeichnete, das verließ Salomon Korn vom Zentralrat der Juden aus Protest den Saal – man dürfe die systematische Ermordung der Juden während der NS-Herrschaft nicht relativieren, so seine Begründung. „Ich kann beide Standpunkte verstehen. Heute sind wir über diesen Gegensatz hinausgekommen“, sagt Claus Leggewie, Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen. Der Professor für Politikwissenschaft sprach jüngst auf einer Veranstaltung der niedersächsischen Gedenkstättenstiftung in Hannover über Erinnerungskulturen in Europa.

„Die Bedeutung des 27. Januar 1945, des Tags der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau, ist heute überall unstrittig“, sagt Leggewie. In Deutschland ist der 27. Januar seit 1996 ein gesetzlich verankerter Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus, die Vereinten Natio-

nen haben diesen Tag im Jahr 2005 zum Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust erklärt. „Die millionenfache Ermordung der Juden, die Singularität von Auschwitz heißt aber nicht, dass man eine Hierarchisierung vornehmen darf. Man darf andere Gewalterfahrungen, wie den sowjetischen Gulag, nicht abwerten“, so Leggewie. Er fordert als Ergänzung zum 27. Januar auch den 23. August als Gedenktag zu feiern. Am 23. August 1939 wurde der Hitler-Stalin-Pakt beschlossen, der die Aufteilung Polens und der baltischen Staaten zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich besiegelte. Alleine in Lettland wurden daraufhin in den 1940er-Jahren mehr als 70.000 Menschen in sowjetische Lager verschleppt.

„Zwischen 1939 und 1941 gab es eine totalitäre Kooperation. Viele Staaten haben eine doppelte Okkupation durch deutsche und sowjetische Truppen erlebt. Im Osten ist das bekannt, im Westen dagegen sind das völlig unbearbeitete Konfliktgegenstände, wie auch die Frage der Kollaboration in Zeiten von Holocaust und Gulag“, sagt Leggewie. Das Europäische Parla-

ment hat bereits 2008 den 23. August als Gedenktag für die Opfer von Stalinismus und Nationalsozialismus festgelegt, ohne dass sich dieser Tag in vielen Ländern Westeuropas durchsetzen konnte. „Das hat bei uns viel mit der großen Sensibilität gegenüber den Leiden der sowjetischen Bevölkerung durch Nazi-Deutschland und der Fokussierung auf den Holocaust zu tun“, ist Leggewie überzeugt.

Überlebende verschiedener Konzentrationslager haben sich gegen einen Gedenktag am 23. August ausgesprochen. „Historische Ereignisse werden aus ihren Zusammenhängen gerissen, Ursachen und Wirkungen miteinander vermischt. Dieser Gedenktag führt die unterschiedlichen Erinnerungen an Krieg und Terrorherrschaft nicht in Dialog zusammen. Er vertieft vielmehr Gegensätze, reißt alte Wunden auf und führt zu neuen Auseinandersetzungen und Konfrontationen“, heißt es in einer gemeinsamen Erklärung der Internationalen Komitees Auschwitz, Bergen-Belsen, Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen.

Für Jens-Christian Wagner, Geschäftsführer der Stiftung niedersächsische Ge-

denkstätten, ist das Gedenken von aktuellen Konflikten geprägt: „Seit fünf Jahren gibt es zwischen Politikern in Polen und Russland einen völlig unsinnigen Streit darüber, ob die in Auschwitz ermordeten Juden in erster Linie aus Polen oder aus Russland kamen.“ Wagner kritisiert, dass Polen den russischen Präsidenten Wladimir Putin

nicht zur Gedenkfeier am 27. Januar nach Auschwitz eingeladen hat. „Es ist falsch, dass Deutschland Polen in dieser Haltung bestärkt hat. Die Rote Armee war schließlich der Befreier von Auschwitz.“

Leggewie erinnert an die Rede des damaligen polnischen Außenministers Wladyslaw Bartoszewski vor zehn Jahren im deutschen Bundestag zum Anlass des 27. Januar. Der Katholik Bartoszewski war 1940 ein halbes Jahr wegen seiner Unterstützung von Juden im KZ Auschwitz gefangen. In Polen saß er später in der Stalin-Ära sechs Jahre im Gefängnis. „In Auschwitz habe ich gelernt, wo für mein Gewissen die Grenze ist und was ich auf keinen Fall machen darf“, so Bartoszewski, der seine Zeit in Auschwitz in dem gerade veröffentlichten Buch „Mein Auschwitz“ schildert.

Der kürzlich verstorbene Publizist Ralph Giordano hat in seinem Buch „Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte“ beschrieben, dass geplant war, Auschwitz in Himmlerstadt-Birkenau umzubenennen. Nach einem geplanten Ausbau des Lagers hätten dort jährlich bis zu zehn Millionen Leichen verbrannt werden sollen.



Am 27. Januar, dem Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz, wird inzwischen aller Opfer des Holocaust gedacht. FOTO: DPA